

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **47 (1990)**

Heft 2: **Wandlungen der bildkünstlerischen Produktion und ihrer
Bedingungen in der Schweiz (17.-19. Jahrhundert)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

RENÉ WYSS: *Die jungsteinzeitlichen Bauerndörfer von Egolzwil 4 im Wauwilermoos*. Band 3: Die Siedlungsreste. – Archäologische Forschungen, herausgegeben unter dem Patronat der Gesellschaft für das Schweizerische Landesmuseum Zürich (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1988). 189 S., Abb. 1–151, 12 Faltpläne.

Da der Rezensent in dieser Zeitschrift (Bd. 42, 1985, S. 345–347) bereits die Bände 1 und 2 von Egolzwil 4 besprochen hat, lag es nahe, der Vollständigkeit halber Band 3 folgen zu lassen. Aufmachung und Ausstattung entsprechen selbstverständlich den Vorgängerbänden und allen bisher erschienenen «Archäologischen Forschungen» (über die auf einer Abschlusseite im Überblick informiert werden könnte). Im Gegensatz zu vielen anderen Publikationen sind die Faltpläne fest eingebunden. Dies hat einerseits den Vorteil, dass die Blätter nicht verlorengehen können, doch wirkt sich nachteilig aus, dass man nicht mehrere Pläne parallel zum Text studieren kann. Vorweggenommen sei hier bereits die Bemerkung, dass die Mahl- und Reibsteine besser im Band 1 unter den Geräten aus Felsgestein abgehandelt worden wären, denn in diesem Band sind sie ein echter Fremdkörper.

Als informative Nachträge zu Vorwort und Einleitung des ersten Bandes lesen sich die beiden Eingangskapitel. Von ausgrabungstechnischer Seite bemerkenswert ist die Aufstellung eines beweglichen 10 × 20 Meter messenden Zeltes, unter dem dauerhaft gearbeitet werden konnte. Gerade diese Art der Ausgrabung wird in jüngerer Zeit oft angewandt und ist dementsprechend perfektioniert worden (siehe z. B. das Titelbild auf E. Gross u. a.: Zürich-«Mozartstrasse» Bd. 1, 1987 oder *Das Archäologische Jahr in Bayern* 1988). Die Abbildung 2 auf Seite 9 zeigt endlich in gutem Überblick das Lageverhältnis von Egolzwil 4 zu den Siedlungsplätzen Egolzwil 2, 3 und 5.

Die Gesamtausdehnung dieser Siedlungsstelle wird mit 65 × 35 m entsprechend 2200 m² angegeben, allerdings ist das Westende durch die Ausgrabungen nicht erreicht worden, und auch der seeseitig gelegene Südteil mit besonders guten Erhaltungsbedingungen ist nicht voll erfasst. Aber auch andernorts war die Erhaltung aller organischen Materialien beeindruckend. Um so schmerzlicher vermisst man fachgerechte Untersuchungen der Bauhölzer und eine systematische Probenentnahme und entsprechende biologische Untersuchungen. Bezüglich der Bauhölzer muss man sich mit ziemlich vagen, halbqualitativen Angaben zufriedengeben, wonach unter den Pfählen «die beinfarbene Esche vorherrschend war, gefolgt von der braunrötlich bis violett gefärbten Erle. Eher bescheidenen Anteil hatten Birke und Hasel, die häufig anderen baulichen Zwecken dienten.» Die Hölzer wurden offenbar entastet und mit Rinde und als Rundholz verbaut, während Spältlinge (aus Tanne) höchstens in Bodenlagen vorkamen. Angesichts der andauernden Diskussion um die Haltung und Fütterung der Haustiere während des Neolithikums im Verlauf der Winterzeit ist es um so bedauerlicher, dass ganze Lagen von Laub in der Kulturschicht erhalten waren, aber nicht

bestimmt wurden. In einem Wohnhaus fand sich eine grosse Ansammlung von verkohlten Apfelhälften innerhalb eines Herdes (die Hinweise zu naturwissenschaftlichen Arbeiten, die sich mit Materialien von Egolzwil 4 befassen, sind auf Seite 189 separat aufgeführt), und auf den «Viehplätzen» stiess man auf ungeheure Mengen an Fliegenpuppen: Diese (Haus-?)Fliegen müssen seinerzeit für Mensch und Tier eine ziemliche Plage gewesen sein, und auch als potentielle Krankheitsüberträger kommen sie in Betracht (T. Hakbijl, *Insect Remains from Site Q, an early Iron Age Farmstead of the Assendelver Polders Project*. *Helinium* 22.1, 1989, S. 77 ff.).

Insgesamt handelt es sich bei Egolzwil 4 um mindestens 6 verschiedene Siedlungen mit je 6–10 Häusern, nämlich die Schicht III mit den Dörfern 1, 2, Schicht II mit Dorf 3 und 4 und Schicht I, die oberste, mit Dorf 5 und 6. Charakteristisch ist die einzeilige, uferparallele Ausrichtung aller Dörfer, wobei die Giebel- bzw. Schmalseite des Hauses zum Wasser gerichtet ist.

Die Häuser der Dorfanlagen 1 und 2 waren ohne Substruktionen lediglich in Pfostenbauweise auf der nicht präparierten Strandplatte errichtet worden, und ihr auffälligstes Konstruktionselement waren die bis zu 8–12mal erneuerten Lehmplatten der Herdstellen. Diese hatten ein durchschnittliches Gewicht von 150–200 kg, d. h. bei jeder Erneuerung wurden 15–20 kg Lehm herangeschafft. Ungeachtet der bei Ausgrabungen zumeist ovalen Form der Herdplatten oder Lehmlinsen, wie sie andernorts genannt werden, sollen sie nach Wyss ursprünglich von quadratischer oder rechteckiger Form gewesen sein. Demgegenüber besitzen die Häuser der Dörfer 3 und 4 («Horizont der Kleinhäuser») einen Unterbau aus Stangen, Ruten, Brettern und Rindenbahnen. In den ca. 4 × 5 Meter (18–21 m²) messenden Häusern beanspruchten die eckigen Feuerstellen mit nur dünner Lehmauflage 1–2 m². die Grösse der Häuser mag richtig wiedergegeben sein, doch können die Befunde aller bisher besprochenen Dörfer nicht überzeugen.

Während Dorf 6 weitgehend dem Torfstich zum Opfer gefallen ist, zählt die Dorfanlage 5 zu den besterhaltenen neolithischen Seeufersiedlungen überhaupt. Diesem Umstand trägt auch R. Wyss Rechnung, indem gut 80 Buchseiten auf deren Behandlung verwendet werden. Unter den gegebenen Dokumentationschwierigkeiten ist es zu begrüssen, dass sehr viele Befundfotographien den Planzeichnungen gegenübergestellt werden. Dies gilt für den gesamten Band, und zwar sowohl für einzelne Hausplätze als auch für Befunddetails. So kann sich der Leser jederzeit selbst ein Bild machen. Plan und Foto sind jedoch unterschiedlich ausgerichtet (z. B. Abb. 92 u. 93), so dass der Vergleich erschwert wird. Die Orientierung wird bestimmt durch ein künstliches, streng eingehaltenes Koordinatensystem. Besonders gut erhalten sind die Substruktionen der Häuser 1 und 3 in diesem «Horizont der Grosshäuser». Die Masse sind etwa 17–20 × 5 Meter, d. h. 75 bis 100 m², mit zwei Räumen und zwei Feuerstellen. Idealtypische Rekonstruktionen zur einen oder anderen Fussbodenkonstruktion hätte man sich im einen oder anderen Fall gewünscht. Interessant

sind die Berechnungen zum Holzverbrauch eines solchen Hauses, der sich auf 6–7 m³ belaufen haben kann (vgl. hierzu V. Nikolov, Das frühneolithische Haus von Sofia-Slatina. Eine Untersuchung zur vorgeschichtlichen Bautechnik, Germania 67.1, 1989, S. 1 ff.). Das Dorf war über einen Bohlenweg zu erreichen, der vermutlich von einem Flechtwerkzaun begleitet zu dem 1 Meter breiten Tor führte. An der Innenseite des Zaunes führte der Weg weiter zum Viehlager, das etwa 5×10 Meter mass und aus verschiedenen Lagen von Holz gebildet wurde. Man war bestrebt, die Tiere nicht im Morast versinken zu lassen.

Wie andernorts auch fehlen eindeutige Hinweise auf die Wandkonstruktion. Diese wird aus Flechtwerk bestanden haben. In die Flechtwerktechnik gewähren die Zäune und Bodenmatten gute Einblicke. Auch das reichlich vorhandene Moos mag zum Abdichten der Häuser gedient haben, doch zeigen neue Untersuchungen am Bodensee, dass Moos auch aus Gründen der Hygiene in die Dörfer eingebracht wurde, und zudem botanische Untersuchungen dieser Reste interessante und wichtige Hinweise zur Umweltsituation geben können (M. Rösch, Subfossile Moosfunde aus prähistorischen Feuchtbodensiedlungen: Aussagemöglichkeiten zu Umwelt und Wirtschaft, in H. J. Küster [Red.], Der prähistorische Mensch und seine Umwelt [Festschr. U. Körber-Grohne] 1988, S. 177 ff.).

Fundbergung allein nach Quadratmeterzugehörigkeit beeinträchtigt die Aussagekraft von Fundverteilungsplänen, zumal dann, wenn auch die Schichtzugehörigkeit nicht immer klar ist. Trotzdem kann R. Wyss, der die Funde von je zwei Dorfanlagen kartiert und auf 6 Plänen vorgelegt hat, einige interessante Resultate vorlegen, auf die hier einzugehen allerdings nicht möglich ist.

Für denjenigen, der nur noch aus der Ferne die schweizerische Neolithikumsforschung verfolgen kann, sind die Ausführungen zu Burgäschisee-Ost von Interesse, denn eine Auflösung des Fundmaterials in zwei stratigraphische Horizonte würde vielleicht auch den problematischen Aphanitanteil in neuem Licht erscheinen lassen (Chr. Willms, Die Felsgesteinartefakte der Cortaillod-Schichten. Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann, Bd. 9, 1980, S. 85)¹.

Auch im benachbarten Egolzwil 3 hat es offenbar neuere Untersuchungen gegeben, die gezeigt haben, dass die moderne Grundwasserabsenkung auch im Wauwilermoos ihren kulturgeschichtlichen Tribut fordert bzw. fordern wird (R. Wyss, Die Bedeutung des Wauwilermoos für die Jungsteinzeitforschung. Archäologie der Schweiz 11.2.1988, S. 40 ff.; ders., Egolzwil 3. Ein viehzüchterisch bedeutender Wohnplatz aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr., in: ZAK 46, 1989, S. 193–203). So bleibt bezüglich Egolzwil 4 eine zwiespältige Einschätzung. Die Ausgrabungen waren nicht nur angesichts des heutigen Wissensstandes und analytischer Möglichkeiten nicht optimal. Aber andererseits muss man wohl sagen, dass auch eine nicht optimale Ausgrabung jeder anderen Zerstörung vorzuziehen ist. Allerorten kommen der Vorgeschichtswissenschaft durch menschliche Aktivitäten die Quellen abhanden. Es ist an der Zeit, dass die prähistorische Archäologie sich vorbehaltlos auf die Seite des Naturschutzes stellt – dies wird ein Thema für die Zukunft sein. Zurück zur Gegenwart, in der R. Wyss sich alle Mühe gegeben hat, die in der Vergangenheit durchgeführten Ausgrabungen von Egolzwil 4, diese unwiederbringlichen Befunde, der Fachwelt zugänglich zu machen. Um diese Aufgabe war der Autor nicht zu beneiden. Er hat sie routiniert und souverän gelöst.

ANMERKUNG

¹ Kurz möchte der Rezensent an dieser Stelle auf die Ergebnisse von I. Diethelm (Aphanit – ein pseudowissenschaft-

licher Begriff? Eine mineralogisch-petrographische Bilanz. Jahrbuch SGU 72, 1989, S. 201 ff.) hinsichtlich der Materialgruppe C von Twann (Aphanit) eingehen, die offensichtlich besser als «Schwarzgestein» zu führen ist. Bereits makroskopisch gab es im einen oder anderen Fall Zuweisungsschwierigkeiten. Seinerzeit ging den Verf. davon aus, dass diese in der natürlichen Variabilität dieser Gesteinsart gründeten. Das ist offensichtlich nicht der Fall. Wenn gerade die für die gesamte Gesteinsgruppe ausgewählte Probe zu einer aus petrographischer Sicht anderen Varietät gestellt werden muss, so ist das zwar peinlich, aber kein Beinbruch. Es dürfte auch kaum etwas Wesentliches an den erzielten Resultaten ändern – weder für Twann noch für die anderen Fundorte (J. Speck, Ein Rohbeil aus Aphanit aus der Ufersiedlung Cham ZG-St. Andreas. Mit einem Beitrag zur Erkenntnisgeschichte des Aphanits. Helvetia Archaeologica 19/1988 – 75, S. 89 ff.). Mit zehnprozentigen Zuweisungsfehlern wurde immer gerechnet (Willms a. a. O.; darauf weist auch M. Joos in seiner Rezension des genannten Twann-Bandes hin: Jahrb. SGU 72, 1989, S. 356 f.). Im übrigen ist die Vorgeschichte eine geistes- und keine naturwissenschaftliche Disziplin. Zwar bezieht keine andere historische Wissenschaft derart selbstverständlich und notwendigerweise bio- und geowissenschaftliche Ergebnisse ein wie die Vorgeschichte, doch arbeiten wir immer nur auf der Ebene der Wahrscheinlichkeiten, wir versuchen eine Annäherung an die historischen Realitäten. Mehr als zuvor verdient im heutigen Computerzeitalter die Aussage von K. J. Narr ins Gedächtnis gerufen zu werden, dass «sehr viel Arbeitskraft vertan werden könnte, indem man der Chimäre nachläuft, aus einer wesentlich anthropologisch und historisch orientierten Wissenschaft eine im naturwissenschaftlichen Sinn exakte Disziplin zu machen» (K. J. Narr, Tendenzen in der Urgeschichtsforschung, in A. Luyten [Hrsg.], Fortschritt im heutigen Denken? [1974], S. 124). Keineswegs möchte der Verf. aber als unreflektierter Gegner der naturwissenschaftlichen («Hilfs-»)Wissenschaften gelten. Aber Umfang und Aufwand muss von archäologischer Seite festgelegt werden, solange diese Arbeiten von der Archäologie finanziert werden. Nicht nur die biowissenschaftlichen Untersuchungen könnten und sollten sogar noch intensiviert werden. Der finanzielle Hintergrund müsste allerdings von der Biologie geschaffen werden, die nicht nur angesichts der Marktmöglichkeiten der Gentechnologie nicht zu den wissenschaftlichen Habenichtsen zählt – im Gegensatz etwa zur Archäologie.

Christoph Willms

*

LEONHARD SCHUMACHER: *Römische Inschriften, Lateinisch/Deutsch* (Philipp Reclam Jun., Stuttgart 1988). 330 S.

Während die meisten antiken Schriftsteller heute in zweisprachigen Ausgaben zugänglich sind (z. B. mit französischer Übersetzung in den *Les Belles Lettres*, *Association Guillaume Budé*, mit deutscher Übersetzung in den *Tusculum-* oder *Artemis-*Ausgaben), fehlt eine entsprechende Sammlung für die Inschriften. Dabei erfordern die Inschriften-Texte oft mehr Übersetzungshilfe und Kommentierung als literarische Zeugnisse wegen ihrer verschlüsselten Abkürzungen und schwierigen Formelhaftigkeit. In neuerer Zeit erfüllt nur die Sammlung *Römischer Grabschriften* von Hieronymus Geist (Neuaufgabe von Gerhard Pfohl, Tusculum-Bücherei) alle Wünsche, die nützliche Zusammenstellung der *Historischen Inschriften zur Römischen Kaiserzeit* von Helmut Freis (Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt) verzichtet auf den originalen Lateintext und gibt nur die deutsche Übersetzung. Die Vor-

teile der neuen handlichen Ausgabe im Reclam-Verlag liegen in der fachkundigen Einleitung und in der überlegten Auswahl der Dokumente.

In der Einführung (S. 7–43) wird zunächst über die heute verfügbaren Inschriftensammlungen aus der lateinischen Antike gehandelt, danach über die Frage, wie das auf viele Zehntausende von Stücken angewachsene Material gegliedert werden kann. Es folgen knappe Bemerkungen über Schrifttypen, Abkürzungen und Datierungen. Der Kaisertitulatur und der römischen Namensgebung sind kleine Kapitel gewidmet. Besonders hervorzuheben sind die praktischen Listen, welche die senatorische und die ritterliche Laufbahn verdeutlichen, und ferner die Angaben über das militärische Beförderungssystem. Mit diesen Kapiteln erspart der Herausgeber dem Leser mühsames Nachsuchen in Handbüchern.

Die 275 Inschriftentexte sind in 7 Abschnitte eingeteilt: Nach den Fasten- und Kalender-Ausschnitten (Nrn. 1–10) folgen republikanische und kaiserzeitliche Gesetzestexte (Nrn. 11–24), in Abschnitt III 42 Weihinschriften an die Götter des Reiches (Nrn. 25–67), in Abschnitt IV 35 Bauinschriften (Nrn. 68–103), in Abschnitt V Ehreninschriften von Kaisern, Reichsbeamten und kommunalen Honoratioren (Nrn. 104–161). Da den grössten Teil der uns überkommenen Stein-Inschriften die Grabsteine ausmachen, sind dieser Gattung in Kapitel VI (Grabinschriften) 69 Nummern gewidmet (Nrn. 162–231). Unter dem Titel «Mitteilungen, Rechtsgeschäfte» sind im VII. Abschnitt 43 Notizen über Käufe und Quittungen wiedergegeben. 10 Seiten Literaturangaben und eine Konkordanz zum *Corpus Inscriptionum Latinarum* und zu den regionalen Publikationen beschliessen den Band. Alle Inschriften werden nach einheitlichem Schema präsentiert: Nach Ordnungs- und CIL-Nummer folgt der lateinische Text in Minuskel-Umschrift, wobei die originalen Zeilenenden durch Trennstriche gekennzeichnet sind und abgekürzte Wörter für den Gebrauch des Lesers ergänzt werden. Diese letztere Verständnishilfe, welche nicht einmal in der klassischen Auswahl von Dessau angeboten wird, ist sehr anzuerkennen. Es folgt die wörtliche deutsche Übersetzung, bei welcher sich der Herausgeber Mühe gegeben hat, Titulaturen und Fachausdrücke verständlich wiederzugeben (z. B. im senatorischen *Cursus* Nr. 175: *aug(uri) p(opuli) R(omani) Quiritium* = Augur der Bürger des Römischen Volkes; *leg(ato) Aug(usti) pr(o) pr(aetore) prov(inciae)* . . . = «kaiserlichen» Statthalter der Provinz . . .). Der abschliessende Kommentar zu jeder Inschrift ist kurz gehalten, hebt aber doch die historischen Besonderheiten der Dokumente heraus, ohne sich zu wiederholen. Im Beispiel des Senators Nr. 175 wird z. B. das ungewöhnliche Kommando über eine Reitereinheit notiert und diese Truppe vorgestellt. Am Ende des Kommentars folgen kleingedruckte bibliographische Hinweise, wobei erfreulicherweise die alten Referenzwerke durch die neueste Literatur ersetzt sind. So erweist sich die neue Ausgabe schon durch ihre methodische Anlage als nützliches Studienwerkzeug für die Freunde der Antike, aber auch für Studenten und akademische Lehrer. Sie bewährt sich auch durch die Auswahl der präsentierten Stücke:

Unter den Protokollen offizieller Staatsakte wird ein Stück der augusteischen Säkularakten vom Jahre 17 v. Chr. wiedergegeben. Die Inschrift aus dem Thermenmuseum ist grundlegend für das Verständnis der augusteischen Religionspolitik und bezeugt Horaz als Dichter des *Carmen Saeculare* (Nr. 9). Aus den Protokollen der Arvalbrüderschaft wählt der Herausgeber ein Stück aus dem Vierkaiserjahr, aus welchem hervorgeht, dass Vitellius in Rom seinen Herrschaftsbeginn erst auf den 19. April (Senatsbeschluss) ansetzt, nicht, wie bei Tacitus, *hist.* 1,56 zu lesen, schon am 2. Januar (Nr. 10). Von den frühen Gesetzestexten ist das Senatskonsult *de Bacchanalibus* des Jahres 186 v. Chr. abgedruckt, weil es den Liviusbericht (39,8–19) ergänzen kann (Nr. 11), aus demselben Grund erläutert die Bronzetafel aus Lyon mit der Rede des Kaisers

Claudius (48 n. Chr.) den Bericht des Tacitus (Anm. 11,24: Nr. 19). Von wichtigen Bauinschriften finden wir die Brückeninschrift des Pons Fabricius über den Tiber (62 v. Chr.: Nr. 72), ein Pomeriumsdokument des Kaisers Claudius aus dem Jahre 49 (Nr. 86) und die Traiansinschriften am Eisernen Tor zur Vorbereitung des 1. Dakerkrieges (101/102 n. Chr.: Nrn. 90–91). Von den reichen Stiftungen des Senators C. Plinius Secundus, Korrespondent Kaisers Traians, berichtet die berühmte Inschrift aus Como (Nr. 101), von den Umständen der Säule die noch immer rätselhafte Inschrift über der Grabkammer des Kaisers (Nr. 125). Bei der Fülle der uns erhaltenen Grabinschriften muss die Auswahl besonders prägnanter Stücke schwierig gewesen sein. Wir heben die Inschriften der Scipionen-Sarkophage heraus (Nr. 163), die Epitaphie des Gründers von Lyon und Augst, L. Munatius Plancus, dem der erste Kaiser den Augustustitel verdankt (Nr. 170), des Dillius Vocula, des aus Tacitus bekannten tapferen Verteidigers von Xanten gegen die Germanen (Nr. 173), und des kelto-römischen Rheinschiffers Blussus, der uns sein eindrückliches Porträt in Mainz hinterlassen hat (Nr. 203 mit Abbildung). Diese Beispiele dürften genügen, um den Reichtum des Büchleins zu zeigen. Man wird dem Herausgeber Dank wissen, eine knappe und praktische Inschriften-Fibel geschaffen zu haben, und ihr einen grossen Leserkreis wünschen.

Gerold Walser

*

KARL JOACHIM MAERCKER: *Die mittelalterliche Glasmalerei in Stendal*, Bd. 5, Teil I: *Stendaler Dom*. Hrsg. v. Institut für Denkmalpflege in der DDR (Berlin, Akademie-Verlag, 1988). 461 Seiten, 215 Tafeln, davon 20 in Farbe, 576 technische Zeichnungen, 3 Grundrissabbildungen.

Anlässlich des 800jährigen Bestehens des Domes St. Nikolaus und Bartholomäus in Stendal erschien 1989 der jüngste DDR-Band des *Corpus Vitrearum Medii Aevi* (CVMA). Damit wurde neben Köln, Erfurt und Regensburg eine weitere deutsche Domverglasung monographisch bearbeitet. Jedesmal ein gigantisches Unternehmen: In jahrelanger Forschungsarbeit wurde ein Bestand von durchschnittlich 1200 Scheiben untersucht und beschrieben. In jedem Fall eine Arbeit, die höchste Anerkennung verdient. Das gilt auch für jeden einzelnen der 41 seit 1956 erschienenen Bände, so unterschiedlich die Arbeitsbedingungen der in 15 Ländern arbeitenden Wissenschaftler auch sein mögen. Der Outsider wundert sich nur, dass gerade bei den jüngeren Publikationen, trotz vorhandener CVMA-Direktiven und des von Rüdiger Becksmann mit seinem Baden-Pfalz-Band 1979 vorgelegten neuen und vorbildlichen Editionskonzepts, kein einheitliches Konzept als verbindlich zu gelten scheint. Grundgedanke war und ist, die Corpusbände einem breiteren Benutzerkreis zugänglich zu machen, auch «Nichtkunsthistorikern». Dies sollte vor allem durch die erweiterten «Erläuterungen» und «Einführende Hinweise» erreicht werden. Der Nichtspezialisierte wird dort nicht nur in die Zählung und das Nummerierungsverfahren bei mittelalterlichen Monumentalverglasungen eingeweiht, sondern auch in die Technik der Glasmalerei, in das Fachvokabular und das Erscheinungsbild von Farbverglasungen in jener Zeit. Der Stendalband verzichtet auf diese Informationen, ebenso auf die Standortkarte und die Bezeichnungen der Fenster im Grundriss (S. 5). Sie finden sich zufällig beim Blättern, jeweils vor dem Chor- und Querhausfenster-Katalog (S. 65 u. 190). Der Band ist in drei Teile gegliedert: Der erste ist der Bau- und Verlasungsgeschichte, der Erhaltung, Technik, Farbigkeit und Komposition, dem ikonographischen Programm und zuletzt Stil- und Datierungsfragen gewidmet (S. 6–62), der zweite beinhaltet den Katalog (S. 65–243), der dritte den Abbildungsteil mit 737 schwarzweissen Fotos. Von bemerkenswerter

Qualität sind die technischen Zeichnungen und die über den ganzen Band verteilten 20 Farbtafeln. Der Einstieg ins Thema wäre dem Leser anhand einer «Kunstgeschichtlichen Einleitung» sicherlich erleichtert worden. Hier wären die Schilderung der historischen Situation sowie die Einordnungsversuche der Stendaler Domverglasung in die Kunstgeographie Norddeutschlands wünschenswert gewesen, eine Thematik, die der Autor erst im Kapitel «Stil und Datierung» abhandelt (S. 31–62). Der Leser ist irritiert und schlichtweg überfordert, wenn er auf Grund fehlender Textabbildungen die zahlreichen Stilvergleiche nicht überprüfen und nachvollziehen kann und zu diesem Zweck auf eine adäquate Bibliothek angewiesen ist. Ebenso erschweren fehlende Verweise in den Fototeil den Gebrauch des Bandes. Diese Desiderate sind um so bedauerlicher, als es sich mangels vorhandenen Quellenmaterials, das Licht in die Entstehungsgeschichte der Verglasung hätte bringen können, um eine durch und durch stilgeschichtliche Arbeit handelt. Die Ausstattungsmängel sind sicher nicht dem Autor anzulasten, sondern wohl eher dem finanziellen Notstand, von dem kunsthistorische DDR-Publikationen generell betroffen waren – «waren», denn es bleibt zu hoffen, dass im Zuge der neuesten Entwicklungen auch den Verlagen westliche Hilfe zukommen wird.

Der Stendaler Dom wurde 1188 gegründet, 1423 neu begonnen und im Laufe von nur vier bis fünf Jahrzehnten fertiggestellt. Er gehört «zu den besonders ausgezeichneten Bauten der norddeutschen Backsteinkunst in der Spätgotik» (S. 6). In der kurzen Bauzeit entstand auch die Verglasung, von der heute, wie der Autor annimmt, Teile von «mindestens 25 Glasmalereifenstern» erhalten sind (S. 14). Der Bestand von 1280 Scheiben ist auf 22 Fenster verteilt, davon ist etwa die Hälfte «original mittelalterlich» (S. 11), und nur wenige Scheiben sind am «mittelalterlichen Platz» (S. 14). Die relative Einheitlichkeit der Scheibenmasse ist verantwortlich für die Verstreuung der Scheiben im Dom in nachmittelalterlicher Zeit sowie für die thematische Unordnung, die auch nicht im Zuge der grossangelegten Restaurierung in den Jahren 1887–1905 vollständig behoben werden konnte. Obwohl vom Autor unter Vorbehalt gestellt, gelingt ihm die Rekonstruktion des ikonographischen Programms auf überzeugende Weise (S. 25–30): Die zwölf Chorfenster bildeten ursprünglich einen «Zyklus der Nachfolge Christi» mit der Kreuzigung im Zentrum (Chor 1), die der Autor am alten Platz vermutet. Die im «erlösenden Opfertod Christi gipfelnde Heilsgeschichte wird von den Märtyrern unter der Leitidee der *Imitatio Christi* als bewegende *Historia* weitergeführt». Der Autor nimmt eine «rangmässige Ordnung» um das Erlöserfenster an: In unmittelbarer Nähe das Marienfenster, das Fenster des Domheiligen Nikolaus, das Stephanus- und Petrusfenster. Daran schlossen sich die Fenster des Mitpatrons Bartholomäus, der Katharina, des Apostels Johannes sowie des Pilgerhei-

ligen Jakobus d. Ä. an, im Langchor das Erasmus-, Magdalena- und Barbarafenster. Im Quer- und Langhaus fand die Thematik ihre Fortführung. Der Rekonstruktionsversuch gewinnt seine Überzeugungskraft in erster Linie durch die Untersuchungen des Autors hinsichtlich der Glassubstanz (insbesondere S. 15–21): Dabei unterscheidet er zwischen einer «dunklen» Chorhauswerkstatt und einer «hellen» Querhauswerkstatt. «Dunkel», weil sich das Glas der ursprünglichen Chorfenstergruppe stärker mit Alkalien versetzt findet, daher weich ist und infolgedessen verwitterungsanfälliger war. «Hell», weil das im Quer- und Langhaus verwendete Glas von härterer Konsistenz ist und somit der Verwitterung besser widerstand. In diesem Zusammenhang sind die umfassenden und unschätzbar wertvollen Materialkenntnisse des Autors nicht hoch genug zu loben. Ihren Höhepunkt erreicht die Arbeit in dem Kapitel «Stil und Datierung» (S. 31–62). Ausgehend von dem angenommenen, ursprünglichen Standort der Fenster, versucht der Autor ihre Zuweisung an die drei Hauptteile des Domes stilistisch zu begründen und ihre Zuweisung an mehrere Glasmaler-Werkstätten, deren namentliche Identifikation bisher jedoch nicht möglich war. Hier werden Verbindungen zur Tafel-, Wand- und Buchmalerei hergestellt sowie zu den Domverglasungen von Halberstadt und Havelberg, zu den Kirchen in der Altmark (Salzwedel, Werben und Wilsnack), zur Heiligen-Geist-Kapelle in Uelzen, zu der Chorverglasung in Ramelsloh und zu Kloster Wienhausen. Eindrücke Böhmischer Kunst (Musterbücher oder Vorlagensammlungen, Prager Emmauskloster) sind ebenso spürbar wie niederländische (Rogier van der Weyden und Meister von Flémalle). Der Autor will aber auch Bezüge zu «südlichen» Verglasungen entdecken, wie z. B. zum Scharfzandt-Fenster in der Münchner Frauenkirche sowie zu Walburg (Elsass), Finstingen (Lothringen) und zu St. Wilhelm in Strassburg und damit zu Peter Hemmel von Andlau und Theobald von Lixheim. «Hemmeltypen» erkennt der Autor insbesondere im «grossen Querhausfenster» mit Passionsszenen Christi (Qhs. nord), das wohl auf Grund eines neu auftretenden Stils, der der norddeutschen Glasmalerei fremd ist und, was sich vor allem in dem «psychologischen Ausdruck» der Köpfe zeigt, erst um 1480 entstanden sein soll. Angesichts der vielen möglichen Stileindrücke macht sich am Ende eine gewisse Hilflosigkeit breit: «Wie dem auch sei: Die dichte Gruppierung der Gestalten auf dem flachen Bildraum, das ausgeprägte Interesse des Glasmalers an ihrer physiognomischen Darstellung und die prunkvolle Behandlung von Gewändern und Stoffen weisen nach dem Westen.» Damit dürfte der Autor immerhin ans Ziel seiner Wünsche gelangt sein, nämlich nicht nur eine «breitere Grundlage für die Beurteilung der Domfenster» geschaffen (S. IX), sondern auch zu weiteren kunsthistorischen und ikonologischen Fragestellungen animiert zu haben.

Barbara Giesicke